

Weshalb liegen die Prämien so weit auseinander?

Die Gesundheitskosten sind laut neusten Umfragen die grösste Herausforderung der Schweiz. In Basel oder Genf sind sie hoch. Inspiration könnten Tiefprämien-Kantone wie Appenzell Innerrhoden liefern

ANNA WEBER, SIMON HEHLI,
SAMUEL TANNER

Die Prämien für das Jahr 2024 schlagen so stark auf wie seit zwanzig Jahren nicht mehr. Im schweizerischen Sorgenbarometer belegen die Gesundheitskosten einen Spitzenplatz. Und eine Umfrage von Sotomo hat in dieser Woche gezeigt, dass die Prämien nicht nur als grösste Herausforderung angeschaut werden, sondern auch entscheidend sind für den Wahlentscheid nächste Woche. Doch die Belastung ist regional sehr ungleich: Während eine Genferin im Schnitt 454 Franken pro Monat für die Grundversicherung ausgeben muss, bezahlt ein Innerrhoder nur 246 Franken.

Zu den besonders teuren Kantonen zählen auch Basel, das Tessin oder der Jura. Auf den ersten Blick verbindet all diese Hochpreiskantone wenig: Sie gehören verschiedenen Sprachregionen an, manche sind urban geprägt, andere ländlich.

Ganz allgemein sind die Prämien dort höher, wo die Menschen mehr Leistungen des Gesundheitssystems beziehen. Warum sie das tun, dazu kursieren verschiedene Erklärungsansätze: unterschiedliche Altersstrukturen, Mentalitäten, Gesundheitszustände oder die Spitaldichte.

Aber wieso ganz konkret sind die Gesundheitskosten in manchen Kantonen derart hoch? Und was macht Appenzell Innerrhoden anders?

Die Hochprämien-Kantone

■ **Basel-Stadt.** Die Prämienbelastung in Basel-Stadt ist die zweithöchste des Landes, nur die Genfer bezahlen noch ein paar Franken mehr. Die Basler Behörden begründen das gerne mit einer besonders alten Bevölkerung: Zwar liegt der Altersdurchschnitt der Basler mit 43,51 Jahren nicht wesentlich über dem gesamtschweizerischen von 42,83 Jahren – die Berner, Urner oder Bündner sind älter. Jedoch weist der Kanton laut einem 2020 veröffentlichten Bericht den landesweit zweithöchsten Anteil an über 80-Jährigen auf. Rund ein Viertel der Kostendifferenz zwischen Basel-Stadt und dem schweizerischen Durchschnitt seien somit auf die Demografie zurückzuführen.

Und der Rest? Eine geläufige Erklärung ist, dass es in urbanen Gebieten eine besonders hohe Dichte an medizinischen Dienstleistungen gibt. Und wenn die Praxis der Kniespezialistin, die psychiatrische Klinik oder das Universitätsspital gleich um die Ecke liegt, geht man auch eher hin. Dieser Effekt soll sich in den Stadtkantonen stark bemerkbar machen. In der Schweiz hat zwar noch niemand nachweisen können, dass ein grösseres Angebot zwangsläufig zu einer grösseren Nachfrage führt, wie der Gesundheitsökonom Stefan Felder

von der Universität Basel sagt. Felder hält einen solchen Zusammenhang jedoch für plausibel. Basel-Stadt hat eine der höchsten Spitaldichten, und 2019 gab jede versicherte Person 1200 Franken für stationäre Leistungen aus, im Schweizer Durchschnitt waren es nur 820 Franken.

Eine weitere Basler Spezialität ist der grosse Anteil an Expats. Das sind laut Felder Leute mit hohem Einkommen und hohen Ansprüchen – aber wenig Wissen über das hiesige Gesundheitssystem. «Sie haben in der Regel keine jahrelange Beziehung zu einem Hausarzt. Wenn sie ein medizinisches Problem haben, gehen sie deshalb gleich zu einem Spezialisten oder zur Notfallstation eines Spitals, wie sie es in ihrer Heimat auch tun würden.» Eine solche Konsultation ist deutlich teurer als eine beim Hausarzt – und es gibt eine grössere Wahrscheinlichkeit, dass weitere Untersuchungen folgen.

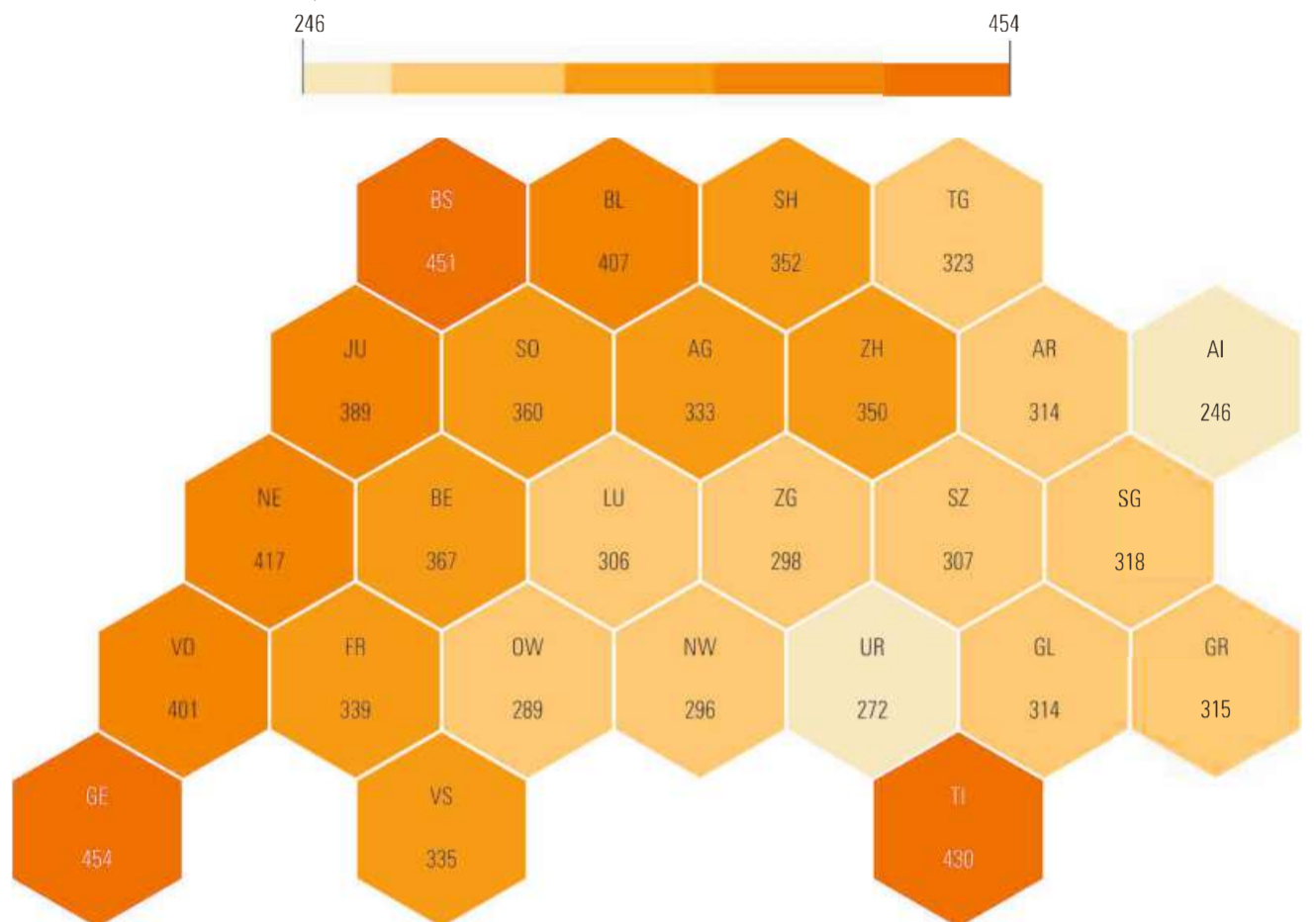
■ **Genf.** Die beiden Stadtkantone Genf und Basel haben viele Gemeinsamkeiten. Auch die Prämien der Krankenkassen sind fast gleich hoch. Doch schaut man genauer hin, findet man ganz unterschiedliche Erklärungen für die hohen Kosten im Gesundheitssystem. So liegt Genf mit der Anzahl Spitäler pro Einwohner unterhalb des Schweizer Mittels, während Basel-Stadt deutlich darüber liegt. Und während die Basler besonders häufig wegen schwerer Erkrankungen wie Krebs und Schlaganfälle behandelt werden, liegen die Genfer diesbezüglich im unteren Mittelfeld. Warum also sind die Prämien in Genf dennoch so hoch?

Schwere Erkrankungen wie Krebs oder Schlaganfälle erfordern oft teure Behandlungen. Um zu erklären, warum die Genfer hohe Prämien zahlen, obwohl gerade diese Behandlungen selten vorkommen, muss man andere medizinische Leistungen berücksichtigen. Eine Analyse der Behandlungsdaten zeigt: Es sind nicht etwa Krebs oder Schlaganfälle, die besonders stark mit den Prämien zusammenhängen. Sondern Computertomografien, Schmerzmittel, MRI, Mammografien und Antibiotika. Also vor allem Leistungen, die der Prävention oder der Abklärung von Krankheiten dienen.

Dass die Genfer besonders viele Schmerzmittel oder Antibiotika schlucken, kann die hohen Prämien nicht erklären – dafür sind diese Medikamente zu günstig. Und selbst die schweizweit höchste Rate an MRI-Untersuchungen, von denen eine immerhin mehrere hundert Franken kostet, reicht dafür nicht aus. Man kann die MRI oder die Schmerzmittel jedoch als Indikatoren sehen für eine Mentalität: Genferinnen und Genfer greifen eher früher als später zu einem Medikament, gehen bei geringen Beschwerden zum Arzt, lassen sicherheitshalber eine Untersuchung

Am höchsten sind die mittleren Prämien in Basel-Stadt, in Genf und im Tessin

Mittlere monatliche Krankenkassenprämie im Jahr 2024, in Franken



Daten und Methodik

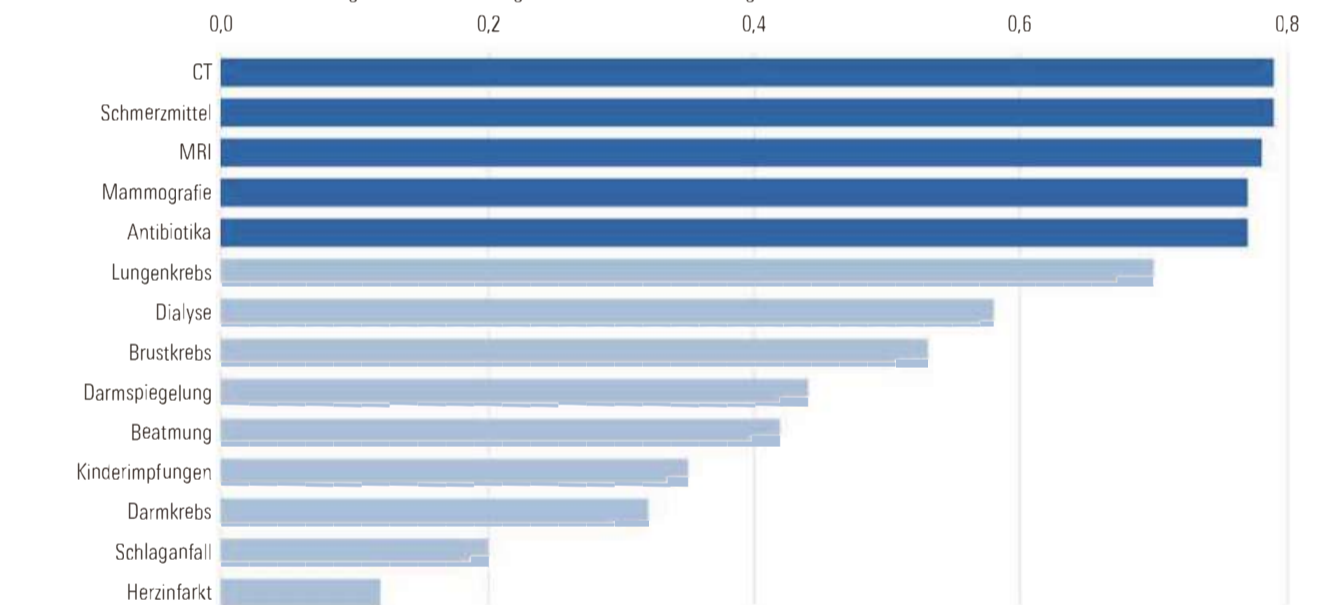
246–272 272–323 323–367 367–417 417–454

Die unterschiedlich grossen Gruppen kommen durch ein statistisches Verfahren zustande, welches die Werte so in Gruppen einteilt, dass die Unterschiede zwischen den Regionen möglichst gut sichtbar werden (Jenks Natural Breaks).

QUELLE: BAG

Eine ausgeprägte Vorsorgementalität hängt stark mit den Prämien zusammen

Stärke des statistischen Zusammenhangs* zwischen Häufigkeit medizinischer Leistungen und Prämien der Krankenkasse



* Korrelationskoeffizienten (Spearman)

QUELLE: OBSAN

mehr machen – oder einen Eingriff. Auch Adrien Bron, Leiter der Genfer Gesundheitsdirektion, sieht eine kulturelle Komponente. «Wir haben einen guten Zugang zu medizinischer Versorgung, und wir nutzen das», sagt er. Das führe zu vielen Konsultationen, Untersuchungen und Medikamentenkäufen, aber auch zu einer hohen Lebenserwartung.

■ **Tessin.** Die Tessiner müssen dieses Jahr mit 10,5 Prozent den stärksten Anstieg der mittleren Prämien verkraften. Schon jetzt belasten die hohen Prämien dort viele Haushalte stark, wie die Zahlen zur individuellen Prämienverbilligung des Bundesamts für Gesundheit (BAG) zeigen. Im Tessin wurden bereits im Jahr 2022 im Schnitt 3100 Franken Prämienverbilligung pro Bezüger gezahlt, volle 76 Prozent mehr als im Schweizer Durchschnitt.

Wie die Genfer haben auch die Tessiner hohe Prämien, obwohl sie ziemlich gesund sind. Also liegt es nahe, anzunehmen, dass hier auch die Mentalität eine bedeutende Rolle spielt. Eine Studie der Universität der italienischen Schweiz versuchte die Effekte verschiedener Eigenschaften auf die Prämien zu quantifizieren: In ihrem Modell führt alleine das Merkmal «französische oder italienische Sprache» zu 29 Prozent höheren Ausgaben als in der Deutschschweiz.

Die lateinische Mentalität reicht aber als Erklärung nicht aus. Ironischerweise ist gerade der Fakt, dass viele Deutschschweizer ihren Lebensabend in der sogenannten Sonnenstube des Landes verbringen, mitverantwortlich für die hohen Ausgaben im Tessiner Gesundheitssystem. Der Kanton hat mit 23,6 Prozent schweizweit den grössten Anteil an über 65-Jährigen. Das schlägt sich in den Kosten nieder. Laut einer Studie von Santésuisse aus dem Jahr 2020 sind die Kosten für Pflegeheime im Tessin 58 Prozent höher als im schweizerischen Mittel, die Kosten für Spitexleistungen sind sogar 72 Prozent höher.

■ **Jura.** Sanfte Hügel, kaum städtische Zentren, viel Landwirtschaft, Menschen, die als eigensinnig und freiheitsliebend gelten: Der Jura hat viele Gemeinsamkeiten mit dem Appenzellerland – wo die tiefsten Prämien gezahlt werden. Doch das jurassische Gesundheitssystem ist eines der teuersten der Schweiz. Entsprechend zahlen die Jurassier die siebthöchsten Prämien. Das liegt weniger am einzigen Spital des Kantons und auch nicht an der Dichte von Arztpraxen, die nicht besonders hoch ist. Aber die Menschen im Jura sind deutlich kränker als im nationalen Durchschnitt. Sie haben hohe Cholesteroll- und Blutdruckwerte und leiden oft an Diabetes. Der Jura hat schweizweit den

grössten Anteil an übergewichtigen Kindern. Und auch um die psychische Gesundheit steht es schlecht: Nirgendwo sonst gibt es mehr depressive Menschen.

Eine Erklärung für diesen Befund ist die sozioökonomische Zusammensetzung der Bevölkerung. Der Jura gehört zu den ärmsten Kantonen. Das Pro-Kopf-Einkommen liegt rund zwanzig Prozent unter dem nationalen Durchschnitt, fast ein Drittel der Bevölkerung hat nur die obligatorische Schule abgeschlossen, die Arbeitslosenquote ist die höchste der Schweiz. Wie zahlreiche Studien belegen, gibt es einen starken Zusammenhang zwischen der Bildung und dem Einkommen einerseits und dem Gesundheitsverhalten andererseits. Die Jurassier sind Sportmuffel. Und nur die Hälfte achtet auf eine gesunde Ernährung, im Schweizer Durchschnitt sind es zwei Drittel. Entsprechend hat der Kanton die meisten Fälle von Bluthochdruck.

Hinzu kommt, dass im Jura mehr Wein, Bier und Schnaps getrunken werden als in jedem anderen Kanton. Es herrsche eine Kultur der «Banalisation des Alkohols», auch bei den Behörden, kritisierte eine Präventionsexpertin gegenüber «NZZ Folio». Selbst Minderjährige kämen problemlos an Alkohol heran. Eine Folge dieser Kultur des Exzesses ist: Die jurassischen Männer verunfallen besonders häufig mit dem